Bütower Anzeiger.

Der „Bütower Anzeiger“ erscheint wöchentlich zweimal, Dienstag und Freitag Abends.

Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 50 Pf. Alle resp. Postämter nehmen zu diesem Preise incl. Postaufschlag Bestellungen an.

Der Insertionspreis beträgt pro einspaltige Zeile 10 Pf., Anzeigen werden bis Dienstag und Freitag Mittag erbeten. Alle Anzeigen-Bureaux nehmen Inserate für dieses Blatt an. Einrückungsaufträge an alle auswärtigen Blätter werden ohne Preisaufschlag vermittelt.

Für den Druck verantwortlich: F. Gloede in Bütow. Verlag und Redaktion von F. Gloede in Bütow.

Nr. 52. Dienstag, den 28. Juni 1892.

Bismarck über die heutige Politik.

Fürst Bismarck hat vor seiner Abreise aus Wien einem Vertreter der „Neuen freien Presse“ sein Herz ausgeschüttet und das genannte Blatt veröffentlicht einen spaltenlangen Bericht über die stattgehabte Unterredung. Vereinzelte Urteile des ehemaligen Reichskanzlers hat man ja schon aus seinen Ansprachen an verschiedene Deputationen, die ihn in Friedrichsruh aufsuchten, vernommen; auch war man geneigt, viele Preßäußerungen, die sich in den „Hamb. Nachr.“, in der Münchener Allgem. Ztg.“ und in der neuen „Westdeutsch. Allgem. Ztg.“ fanden, auf das Konto des Fürsten zu setzen. Bei dem Interview, das das Wiener Blatt veröffentlicht, hat man es — vorausgesetzt, daß die Aufzeichnungen genau sind — zum ersten Male mit einem nicht-anonymen, umfassenderen Urteile des vormaligen Reichskanzlers über die Politik seiner Nachfolger zu thun.

Vorweg mag bemerkt werden, daß der Ton, in dem Fürst Bismarck sprach, ein ziemlich gereizter war. Die Eindrücke, die er auf seiner Reise empfangen, mochten dazu beigetragen haben; die Bevölkerung empfing ihn in Dresden und Wien (wie später auch in München) mit ungeheucheltem Enthusiasmus — die Monarchen aber waren für ihn nicht zu sprechen.

Bei der Unterredung drückte Bismarck zunächst seine Freude darüber aus, daß die Oesterreicher ein besseres Gedächtnis für seine Oesterreich nützende Thätigkeit als für die Zeit hätten, in der er gegen die habsburgische Monarchie stand. Er habe den Handelsvertrag mit Oesterreich als den deutschen landwirtschaftlichen Interessen widersprechend gefunden. Dies gelte auch von dem Handelsvertrage mit der Schweiz und demjenigen mit Italien. Er mache jedoch den Oesterreichischen Staatsmännern keinen Vorwurf daraus, daß sie die Schwäche und Unzulänglichkeit der deutschen Unterhändler ausnutzten. In Deutschland ständen jetzt Männer, die er früher im Dunkeln gehalten, im Vordergrunde, weil eben alles hätte geändert und gewendet werden müssen.

Indem der Fürst sich der auswärtigen Politik zuwendete, hob er hervor, daß Deutschland keine Erweiterung seines jetzigen Gebietes wünschen könne, daß ein Krieg, der nicht notwendig, eine schreckliche Geißel sei, daß wir doch unmöglich einen Raubzug nach Rußland unternehmen könnten, um dort, wo kein Geld vorhanden, solches zu suchen. Er bemerkte weiter, Rußland, das mit den Deutschen in den baltischen Provinzen schwer fertig werde, wünsche gewiß nicht, sein Gebiet auf Deutschlands Kosten zu vergrößern. Auch Oesterreich habe „Bosnier genug“.

Ueber den Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses und die Stellung zu Rußland sagte der Fürst, sein Gedanke bei der Schaffung des Bündnisses sei gerade im Interesse Oesterreichs der gewesen, den Zusammenhang mit Rußland nicht zu verlieren. Auf die Frage des Interviewers, ob sich dies geändert habe, antwortete Bismarck energisch:

„Ja! ja! — wodurch? Dadurch, daß wir keinen Einfluß mehr auf die russische Politik besitzen, daß wir nicht mehr in die Lage kommen, Rußland zu raten. Was kann denn ein Staatsmann thun? Er muß die Kriegsgefahr kommen sehen und sie verhüten.“ Er meinte, daß die jetzige Reichsregierung in Rußland kein Vertrauen genieße, daß sie u. a. durch ihre Polenpolitik die Drähte nach Petersburg hin abgeschnitten habe. „Der Krieg mit Frankreich mag unausweichlich sein, es handelt sich da immer darum, daß der Funk sich dort finde, der das Pulver in das Wasser — der Fürst wies dabei auf sein Glas — schüttet, damit es aufschäumt. Das ist eine Frage, der wir im Laufe der Jahre kaum ausweichen werden. Anders ist es jedoch mit Rußland! Deutschland hat nicht das geringste Interesse daran, einen Krieg mit Rußland zu führen, und umgekehrt. Zwischen uns liegt nicht der geringste Gegensatz der Interessen; wir haben von einander nichts zu wünschen und von einander nichts zu gewinnen. Auch Oesterreich ist ein friedfertiger Staat, und gerade Oesterreich könnten wir dienen, wenn der Draht, der uns mit Rußland verband, nicht abgerissen wäre.“

Auf die Frage, ob der Fürst bei diesen Bedenken gegen die jetzige deutsche Politik nicht das Bedürfnis habe, die Leitung wieder zu übernehmen, entgegnete er, das sei ganz aussichtslos. Er sei dem Reichstag fern geblieben, nicht weil er sich körperlich nicht rüstig gefühlt, sondern weil er dort die Regierung mit offenem Visier hätte angreifen müssen, gewissermaßen als Chef der Opposition. Dies würde ihn in viele persönliche Gegensätze gebracht haben.

„Allerdings habe ich gar keine persönlichen Verpflichtungen mehr gegen die jetzigen Persönlichkeiten und gegen meinen Nachfolger. Alle Brücken sind abgebrochen! Man hat davon gesprochen, mich zum Präsidenten des Staatsrates zu machen. — Warum nicht lieber zum General-Adjutanten, da ich doch die Uniform trage. Dann könnte ich die Minister gegen den Kaiser oder den Kaiser gegen die Minister stützen, und die Camarilla wäre fertig, auf solche Dinge gehe ich nicht ein.“ Und hier lachte der Fürst herzlich und sagte: „Dazu fehlt mir doch die christliche Demut.“

Schließlich stellte es der Fürst als nicht wahrscheinlich hin, daß ihn äußere Notwendigkeiten veranlassen könnten, in den Reichstag zu gehen; aber eine Kritik der heimatlichen Zustände könne man einem so alten Politiker, wie ihm, nicht verwehren.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Der Kaiser trat am Freitag abend 11 Uhr die Reise nach Kiel an. Von Kiel aus erfolgt, wie bereits erwähnt, alsdann ein Besuch in Stettin und am Abend des 29. Juni beginnt die Nordlandsfahrt nach Norwegen.

* Die königlichen Gäste aus Italien haben am Freitag abend Potsdam verlassen und sich nach Dresden und Frankfurt a. M. begeben, von wo aus sie auch der Kaiserin Friedrich einen Besuch abstatteten.

* Das Dankestelegramm, das der römische Gemeinderat durch den Bürgermeister Herzog Caetani an den Berliner Bürgermeister Zelle sandte, hat folgenden Wortlaut: Der Gemeinderat von Rom sendet einen warmen und aufrichtigen Dank der Stadt Berlin für den feierlichen und liebenswürdigen Empfang, der Ihren Majestäten dem König und der Königin von Italien bereitet worden ist. Dieser Gruß möge eine Huldigung für ganz Deutschland, unseren treuen und ruhmvollen Freund, gleichzeitig sein.

* Eine Novelle zum Markenschutzgesetz soll dem Reichstag in der nächsten Session zugehen. Die jetzige Fassung des § 18 des Markenschutzgesetzes soll den Schutz hinfällig machen können, insofern danach solche Nachahmungen von Warenzeichen nicht strafwürdig erscheinen, in denen bei Anwendung von Aufmerksamkeit ein Unterschied von dem Originale gefunden werden kann. Das bedarf der genaueren Fassung. Ferner soll jede widerrechtliche Aneignung von Warenzeichen mit Gefängnisstrafe geahndet werden und nicht, wie bisher, dem Richter die Wahl zwischen Geldbuße und Gefängnisstrafe freistehen. Weiterhin soll auch gegen die Aneignung ausländischer Firmen, die die inländische Erzeugung zu schädigen geeignet ist, vorgegangen werden können.

* Die Neuregelung des Apothekenwesens ist jetzt nach langwierigen Verhandlungen für das ganze Reich in Aussicht genommen, ein Abschluß der Verhandlungen indessen so bald nicht zu erwarten, da die Verschiedenartigkeit der Bestimmungen in den einzelnen Bundesstaaten die Schaffung einheitlicher Gesetzesbestimmungen erschwert.

* Das „B. T.“ erhält von seinem Berichterstatter in Sansibar allerlei Nachrichten aus Deutschostafrika, nur keine guten: Seit dem Abmarsch des Leutnants Prince von Kilossa unweit des Rugaha, wo er mehrere Monate lang zur Beobachtung der Masiti und Waehe stationiert war, herrscht in Usagara eine bedrohliche Gährung, die in offenen Aufstand auszuarten droht; es heißt, Leutnant Prince solle wieder nach Kilossa gesandt werden. — Leutnant v. Bülow ist in Marangu begraben, Leutnant Wolfrum in Moschi verbrannt. Die englische Mission am Kilimandscharo hat den Dschaggas Waffen und Munition geliefert. Hier erwartet man die Ausweisung aller englischen Missionare aus dem deutschen Kilimandscharo-Gebiet.

Oesterreich-Ungarn.

* Vom Währungsausschuß des österreichischen Abgeordnetenhauses wurde die Einführung von Nickelmünzen in die neue Währung abgelehnt.

* Das ungarische Abgeordnetenhaus beschloß am Freitag mit 169 gegen 92 Stimmen, über die Interpellation Polonyis betr. die „Hamburger Nachrichten“ zur Tagesordnung überzugehen.

Frankreich.

* Das Gesetz, welches die Dienstzeit in der Reserve in Frankreich um drei Jahr erhöht, ist von der Kammer angenommen worden. Der Kriegsminister erklärte, das Gesetz würde weder die Zahl noch die Güte der Mannschaften ändern, sondern beabsichtige nur, sie zu einem Gliede der Armee zu machen, das im Falle einer Mobilisierung leichter als bisher aufgeboten werden könne.

* Auch den Franzosen werden die Rüstungskosten zu viel. Die Budgetkommission der Kammer hörte am Donnerstag den Marineminister über die Frage der Ergänzungskredite in Höhe von 39 Millionen für die diesjährigen Uebungen. Die Kommission strich davon 15 Millionen. Der Minister erklärte, er könne die Herabminderung nicht annehmen. Dieselbe würde die Ausführung des von der Kammer selbst festgestellten Programms für die Ausrüstung und Neubauten unmöglich machen. Die Kommission hielt nahezu alle Abstriche aufrecht und stellte nur 3 Millionen von den gekürzten 15 Millionen wieder her.

* Der Pariser „Figaro“ fordert, daß Paris in der Frage der Weltausstellung Berlin zuvorkomme und man unverzüglich eine Pariser Weltausstellung für das Jahr 1900 beschließe. Es sei geschichtliches Herkommen, daß Frankreich alle 11 Jahre (1867, 1878, 1889) eine Weltausstellung veranstalte.

* Die brasilianische Gesandtschaft in Paris bestreitet die Meldung von der Beschießung Porto Alegres; es seien nur aus Irrtum drei Schüsse abgefeuert worden.

England.

* Am Donnerstag ist der Wahlaufruf Gladstones an seine Wähler veröffentlicht worden. Darin wird als die wichtigste Frage, die zu entscheiden ist, die irische hingestellt. Gladstone betont aber auch die Notwendigkeit, die Lage der Arbeiter zu verbessern, hauptsächlich durch die Umgestaltung des bei der Einschreibung in die Wählerlisten befolgten Systems und durch eine Herabminderung der Arbeitsstunden, sowie durch eine Reform des Systems der Erlaubniserteilung für den Verkauf von Getränken. Auch sei eine Verbesserung der Lage der Bergarbeiter anzustreben. Gladstone billigt die Maßnahmen der gegenwärtigen Regierung bezüglich der Gesetze über Lokalverwaltung und den Ankauf kleiner Landgüter. Gladstone schließt seinen Aufruf mit einem Dank an seine Wähler für das ihm geschenkte Vertrauen und bittet, ihm einen neuen Beweis davon zu geben.

* Prinz Ferdinand von Rumänien ist in London eingetroffen und hat sich mit dem Herzog von Edinburg nach Windsor begeben, um der Königin einen Besuch abzustatten. Der Besuch des Königs von Rumänien und des Fürsten von Hohenzollern steht bevor. Die fortgesetzten Intrigen der Vacarescus bleiben selbstverständlich erfolglos.

Holland.

* Während der Abwesenheit der Königin-Regentin und der Königin von Holland haben in diesem Lande verschiedene sozialistische Kundgebungen stattgefunden, denen die niederländische Regierung bezüglich ihres Ursprungs eine ernsthaftere Bedeutung beizulegen scheint. Die Regierung beabsichtigt, sehr scharf gegen die sozialistischen Demonstranten und die Führer der Sozialisten vorzugehen. Es ist bereits eine Untersuchung wegen einer hochverräterischen Verschwörung eingeleitet. Die öffentliche Meinung nimmt heftig gegen die Sozialisten Partei. Der bekannte Führer Domela Nieuwenhuis wurde von einer erregten Menge mißhandelt und konnte nur mit Mühe vor einem regelrechten Lynchen gerettet werden.

Rußland.

* Das russische Ministerium für öffentlichen Verkehr ersetzt, wie man aus Petersburg meldet, alle höheren Eisenbahnbeamte polnischer Herkunft im Königreiche Polen durch solche russischer Nationalität. Erstere sollen Anstellungen im Innern Rußlands erhalten.

* Am 19. Juni hat in Astrachan auf dem Kalmücken-Bazar die Verlesung eines Befehls des Zaren stattgefunden, demzufolge das gemeine Volk der Kalmücken von den herrschenden Klassen unabhängig erklärt und dem gemeinen Volk das Recht freier Bewohner des Landes erteilt wurde. Wie die „Now. Wr.“ ausführt, wurden dadurch 150 000 Menschen befreit, die sich in moralischer und ökonomischer Erniedrigung und in thatsächlicher Sklaverei in den Händen einer geringen Gruppe „Steppenherrn“ befanden. Es schwinde die letzte Spur des Sklavenelements in dem russischen Gesetz — äußerlich wenigstens, hätte das Blatt hinzufügen können.

Balkanstaaten.

* Ein Kourier des Fürsten von Bulgarien, der mit Depeschen von Sofia zum Fürsten nach Paris reiste, wurde dieser Tage in Nisch verhaftet und erst, nachdem seine Identität festgestellt war, nach 24 Stunden wieder von der serbischen Behörde in Freiheit gesetzt.

* Der neue Minister des Aeußern in Griechenland, Dragumis, hat ein Rundschreiben an die Mächte gerichtet, in dem er die Absicht Griechenlands betont, an der bisherigen friedlichen Politik festhalten zu wollen. Dem Sultan hat der griechische Gesandte in Konstantinopel persönlich beruhigende Versicherungen über die auswärtige Politik des Ministeriums Trikupis gegeben und bei dieser Gelegenheit ein eigenhändiges Schreiben des Königs Georg überreicht.

Afrika.

* Die Lage in Marokko scheint sich immer mehr zuzuspitzen; aus Fez über Tanger eingegangene Nachrichten besagen, der englische Spezialgesandte habe angeordnet, für den 25. d. alles zur Abreise nach Rabat vorzubereiten, wo er von Kriegsschiffen erwartet werde.

Von Nah und Fern.

Hochverratsprozeß. Am 1. Juli wird vor dem Reichsgericht in Leipzig ein Hochverratsprozeß verhandelt. Angeklagt sind Klavierarbeiter Johannes Cantin, Handelsmann Rennthaler und Schuhmacher Hermann Ruff aus Berlin, Arbeiter Heinrich Wimmer und Schriftsetzer Friedrich Dobberstein aus Iserlohn, ferner Anstreicher Lambert Röver aus Gelsenkirchen.

Prozeß Heinze. Bei der am Montag vor dem Berliner Schwurgericht wieder beginnenden Verhandlung gegen das Ehepaar Heinze wird Rechtsanwalt Albert Träger im Verein mit dem Rechtsanwalt Ballin die Verteidigung des Ehemannes Heinze, Rechtsanwalt Dr. Coßmann diejenige der Ehefrau führen. Die Anklage wird wieder durch den Staatsanwalt Unger vertreten werden.

Zum Verkauf des Kaiserpokales in Osnabrück erfährt man, daß kürzlich die Entscheidung des Oberpräsidenten eingetroffen ist, durch welche die s. Z. vom Regierungspräsidenten Dr. Stübe ausgesprochene Verweigerung der Genehmigung zum Verkauf des Kaiserbechers bestätigt wird. Es ist in dem Erlaß überdies ausdrücklich hervorgehoben, daß der Verkauf nur an inländische Institute erfolgen dürfe, die vollständige Sicherheit dafür bieten, daß der Pokal dauernd in Deutschland bleibt.

Vom Kyffhäuser schreibt man: Die fürstlich rudolstädtische Regierung hat angeordnet, daß die alte Burgruine auf dem Kyffhäuser, um sie vor Verfall zu schützen, frisch gefugt und geklammert werden soll. Der zu erbauende neue Burgsaal wird in Kreuzgewölben aufgeführt, seine Länge ist auf 23 Meter bestimmt, Gemälde und Dekorationen sollen den Kyffhäusersagen entsprechen. Eine Halle wird mehrere Hundert Personen aufnehmen können, ferner werden Logierzimmer, eine Verkaufshalle und Stallungsräume für 24 Pferde hergerichtet. Eine Fernsprechleitung verbindet das neue Burghaus mit mehreren Orten der Umgegend.

Eine Huldigung für Schill. In Stralsund hat die Kapelle des schwedischen Husaren-Regiments in Schonen, welche dort Konzerte gab, auf der Stelle, wo Ferdinand v. Schill den Heldentod erlitt, weihevolle Melodien vorgetragen und auf dem Grabe von Schill einen Choral gespielt. Es wird allgemein erzählt, daß diese musikalische Huldigung auf Wunsch des Königs von Schweden erfolgt sei.

Untreuer Beamter. Der auf dem Hauptbahnhofe in Mainz beschäftigte Postgehilfe Windecker aus Friedberg wurde wegen Unterschlagung im Amte verhaftet. Er hatte Anfang Mai einen Brief mit 1800 Mk. Inhalt und am Dienstag einen solchen mit 13 000 Mk. sich angeeignet. Bei der Verhaftung fanden sich noch 12 000 Mk. in den Kleidern versteckt, den Rest hatte der Dieb in liederlicher Gesellschaft durchgebracht.

Eigenartiger Selbstmord. In einer

Brauerei zu Kalk bei Köln trat Mittwoch abend ein Brauergehilfe auf die im dritten Stockwerk gelegene Bühne eines Aufzuges, klatschte in die Hände und stürzte sich im Angesicht des übrigen Brauepersonals mit den Worten: „Jetzt kommt der Vogel!“ aus einer Höhe von 30 Meter aufs Hofpflaster, wo er mit zerschmetterten Gliedern regungslos liegen blieb. Der Unglückliche hieß Vogel; er wurde gegen Abend, weil er betrunken war, durch den Braumeister von der Arbeit gewiesen und durch einen andern Arbeiter abgelöst. Der lebensgefährlich Verletzte wurde in das Krankenhaus gebracht, wo er im Laufe der Nacht starb.

Eine erschütternde Tragödie hat sich in Legelshurst (bei Kehl) am Freitag abend abgespielt. Der in den dreißiger Jahren stehende Landwirt F. schoß auf seine 65 Jahre alte Schwiegermutter. Die Verwundung soll nicht tötlich sein, doch konnte die unter den Arm eingedrungene Kugel bis jetzt noch nicht entfernt werden. Der Schwiegervater, auf den es der Täter besonders abgesehen hatte, ist durch ein günstiges Geschick der Kugel desselben entronnen. F. begab sich nach der That in die Scheune, schlang ein dort befindliches Seil um den Hals, erhängte sich und brachte sich, als er schon hing, drei Schüsse in die Brust und den Unterleib bei. Schnell hinzugekommene Nachbarsleute schnitten das Seil durch, doch hatte der Lebensmüde seinen Geist bereits aufgegeben. Er hinterläßt eine Frau und vier unmündige Kinder. Geistesgestörtheit soll das Motiv der That gewesen sein.

Selbstmord der Komtesse v. Linsingen. Die in Hannover wohnende Komtesse v. Linsingen war seit einigen Tagen verschwunden, was dort großes Aufsehen machte; jetzt kommt die Nachricht, daß ihre Leiche in der Leine gefunden worden sei. Aus welcher Veranlassung die Dame den Tod im Wasser gefunden hat, ist schwer zu enträtseln, aus ihrem vorher gezeigten auffallenden Benehmen darf aber wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß Geistesumnachtung sie befallen hat. Um wegen eines Kopfleidens einen Spezialarzt in Hamburg zu konsultieren, reiste sie, anstatt dorthin, nach Amsterdam und suchte den Arzt in der holländischen Hauptstadt. Sie benachrichtigte dann telegraphisch ihre Angehörigen, daß sie zurückkehre, weil der Arzt nicht zu finden sei, kam aber nicht zu Hause an; infolgedessen wurde sie nun von einem Familienangehörigen in Hamburg gesucht und, als dies vergeblich war, ihre Spur in Amsterdam. Inzwischen war der Familie gemeldet worden, daß man sie am Leine-Ufer unterhalb der Stadt Hannover bei Herrenhausen gesehen, sie wurde jedoch nicht mehr dort angetroffen und blieb verschwunden, bis nun ihre Leiche gefunden wurde.

Das Steckenbleiben von Eisenbahnzügen scheint in Württemberg zur Mode werden zu wollen. Noch ist der peinliche Vorfall bei der Rückreise des Prinzregenten von Bayern frisch in der Erinnerung, und macht aufs neue ein gleiches Vorkommnis von sich reden. Es handelt sich um eine Fahrt mit Hindernissen am letzten Sonntag von Tuttlingen nach Ebingen. Man hatte wieder die erforderliche Schiebmaschine sparen wollen, infolgedessen blieb der Zug mehrfach stecken. Statt zwei Stunden dauerte die Fahrt 4½ Stunden.

Verunglückter Erfinder. Colleret, der Erfinder einer neuen Tauchervorrichtung, war am Freitag im Marseiller Hafen auf dem Seegrunde, als seine Erfindung versagte; er erstickte.

Der französische Antisemitenführer Drumont, der kürzlich vom Geschworenengericht wegen Beleidigung des Abg. Bureau zu drei Monat Gefängnis und schwerer Geldbuße verurteilt wurde, behauptet jetzt öffentlich, die Geschworenen hätten ihm auf Befragen einzeln erklärt, sie hätten ihn ursprünglich freisprechen wollen; ihr Obmann hätte indes darauf aufmerksam gemacht, daß man Bureau (den Kläger) nicht so schwer kränken dürfe. Sie ließen darauf den Gerichtsvorsitzenden Maringe in ihr Beratungszimmer holen und fragten ihn, wie sie es anfangen sollten, damit Herrn Bureaus Ehre reingewaschen, aber Drumont zugleich nur leicht gestraft werde. „Da brauchen Sie Drumont nur schuldig zu finden und ihm mildernde Umstände zuzubilligen. Die Strafe fällt dann gering aus,“ belehrte sie der Richter. Maringe habe sein Wort gebrochen, und daher hätten sie das Gnadengesuch an Carnot unterzeichnet.

Was der Zar nicht kann. Der König und die Königin von Dänemark luden letzter Tage den englischen Gedankenleser Stuart Cumberland zu einer Sitzung ein. Cumberland experimentierte mit sämtlichen Herrschaften, die zu der goldenen Hochzeit eingeladen worden waren. Er hatte auch seine Gehilfin Miß Phyllis Bentley bei sich. Dem Zaren gelang es trotz seiner riesenhaften Kraft nicht, das Fräulein in die Höhe zu heben.

Die Abisperrung Madrids durch den Ausstand der Telegraphenbeamten dauert fort. Barcelona, Saragossa, Sevilla, Valladolid und Burgos sind von jedem Telegraphenverkehr vollständig abgeschnitten. Die Zahl der ausständigen Telegraphisten beträgt 3000; etwa 400 unerfahrene Frauen und wenige Soldaten versehen notdürftig den Staatsdienst. Neue Ausstände sind auch in Bilbao und Corunna ausgebrochen.

Der Schah in Lebensgefahr. Nasr-ed-Din, der Schah von Persien, ist unlängst nur wie durch ein Wunder dem Tode entgangen. Der kleine verhätschelte freche Bengel, der den Schah auch auf der Reise durch Europa begleitete, spielte im Lager bei Burnfird mit einem Revolver, als die Waffe sich plötzlich entlud. Die Kugel hätte um Haaresbreite den Schah getötet. Der Knabe ist fortgeschickt worden.

Gerichtshalle.

Freiburg i. Br. Vor der hiesigen Strafkammer fand eine Verhandlung wegen Zweikampfs statt, welche wieder einmal so recht die Verzerrung der Ehrbegriffe kennzeichnet. Wie die ‚Frankf. Ztg.‘ erzählt, ist die eigentliche Ursache des im Juni v. J. vollzogenen Pistolenduells zwischen Leutnant R. und Dr. B., welches den Gegenstand der Verhandlung bildete, darin zu finden, daß der Leutnant auf einem Maskenballe in brüskter Weise die von B. mit seinen Freunden eingenommenen Plätze für sich beanspruchte. Zu Auseinandersetzungen kam es wegen der anwesenden Damen nicht. Dr. B. trug aber dem Leutnant diesen Vorfall nach, fixierte ihn auf der Straße und erlaubte sich verschiedene Anzapfungen, ohne daß der Offizier darauf einging. Um ihn zu reizen, that B. zu einem Freunde ziemlich laut eine sehr anzügliche Aeußerung. Der Leutnant beherrschte sich in anzuerkennender Weise, ließ aber, nachdem er den Namen des ihm bis dahin gänzlich unbekannten Beleidigers ermittelt hatte, demselben eine Forderung auf Pistolen überbringen. Zugleich machte er durch seinen Kartellträger ernstliche Versuche, um Dr. B. zur Zurücknahme der Beleidigungen zu veranlassen. Dr. B. that dies nicht. Das Ehrengericht seiner „Bundesbrüder“ — Allemannen — billigte die anfänglich abgelehnte Forderung. Der Beleidiger wurde beim ersten Schuß sehr schwer verletzt und mußte acht Monate in der Klinik zubringen, ohne daß die Kugel entfernt werden konnte, so daß er zeitlebens ein kranker Mensch bleiben wird. Warum, so wird man fragen, hat Dr. B. die Beleidigung nicht zurückgenommen, nachdem er sich am andern Tage seines in der Bezechtheit begangenen Unrechts völlig bewußt geworden war? Diese Frage hat er in der Verhandlung beantwortet. Er erklärte: „Wir müssen die Leute so erziehen, daß sie nichts Dummes, Gemeines und Taktloses begehen. Wenn aber einer einmal gegen Anstand und gute Sitte gefehlt hat, dann muß er auch die Folgen seines Thuns bis zuletzt tragen.“ Daher habe er als Burschenschafter die Beleidigung nicht zurücknehmen dürfen, obwohl er es als Mensch gern gethan hätte, da er sonst „sein Band“ verloren hätte und „ehrlos geworden wäre!“ Ein Wort über dieses „Prinzip“ zu sagen, ist gänzlich überflüssig. Allerdings erklärten die vernommenen Mitglieder des Ehrengerichtes, der Angeklagte sei nach dem Statut der Burschenschaften ernstlich aufgefordert worden, die Beleidigung zurückzunehmen; sie gaben aber zu, daß er sich dadurch unmöglich gemacht hätte, und sie den Verkehr mit ihm hätten abbrechen müssen. Um der Inkonsequenz die Krone aufzusetzen, hat der Angeklagte einem seiner Bundesbrüder das Ehrenwort gegeben, auf seinen Gegner nicht zu schießen. Er hat sich also seinem Gegner als Zielscheibe für ein Scheibenschießen dargeboten und, nachdem er getroffen zu Boden gesunken, demselben die Hand gereicht und ihn um Verzeihung gebeten. Der Staatsanwalt geißelte scharf dieses wunderbare Prinzip, bezeichnete dasselbe als ein Verbrechen an der Vernunft und der Menschheit und meinte, man müsse dafür sorgen, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“ Um so merkwürdiger ist aber die Erklärung des Staatsanwalts, der als Student einem Korps angehörte, daß er Duelle im allgemeinen für notwendig und erlaubt halte. Das Strafgesetzbuch ist unseres Wissens in diesem Punkte ganz anderer Meinung. Der Dr. B., der für sein ganzes Leben ein Krüppel bleibt, wurde zu fünf Monat Festung verurteilt.

Das „Naturheilverfahren“.

Sollte es endlich zu Friedensverhandlungen kommen in einem Kriege, der mitten in allen Friedenszeiten in der gesamten zivilisierten Welt wütet, und der täglich Verwundete sowie Tote in ungeheuerer Zahl verzeichnen muß? Sollte es endlich zu einer Art von Verständigung kommen zwischen den streitenden Richtungen innerhalb der Medizin? Fast scheint es so, denn die Vertreter der angreifenden, kampflustigen Richtung senden einen Herold aus, der von Waffenstillstand und Einigung spricht.

In der Wissenschaft wie in der Litteratur tobt der Kampf zwischen den Alten und Jungen. Die Medizin nun gar hat seit langer Zeit ihre Realisten und Naturalisten, die mit fanatischem Haß gegen die Schulmedizin anstürmten. Diese vielverketzerte Schulmedizin hat sich ihrerseits so wissenschaftlich ernst, so forschungseifrig und lernbegierig erwiesen! Sie hat unbedenklich von ihrer alten Rezeptier-Schablone viel aufgegeben, hat die Basis der Behandlung willig und vielleicht auch oft auf naturheilkundliche Anregung aus der Apotheke in die Krankenstube verlegt, aus der Medizinflasche und Pillenschachtel in die Regelung der gesamten Lebensweise der Patienten mit Rücksicht auf Luft, Licht, Ernährung und Bewegung. Die Naturalisten der Medizin verhielten sich trotzdem und unausgesetzt der offiziellen Medizin gegenüber um so feindseliger. Mit um so größerem Interesse bemerken wir nun die erste Friedensbotschaft aus diesem Lager.

Als erster Band einer „Bibliothek der gesamten Naturheilkunde“ von Dr. Karl Reiß ist soeben „Die Natur-Heilmethode, Geschichte, Bedeutung, Technik, Anwendung 2c.“ im Verlage von Hugo Steinitz in Berlin erschienen. Dieses Buch, das so mancherlei des Fesselnden und Belehrenden auch denen bietet, die von der Natur-Heilmethode nichts wissen wollen, wird eingeleitet durch eine kurze Auseinandersetzung über das Verhälnis der Natur-Heilmethode zur wissenschaftlichen Medizin. Sie besagt im wesentlichen:

„Die Behandlungsmethoden der wissenschaftlichen Medizin haben in diesem Jahrhundert bedeutende Wandlungen durchgemacht. . . . Als man zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die epochemachenden Arbeiten der Wiener Schule eine tiefere Einsicht gewann, in die anatomischen Veränderungen, die den verschiedenen Organerkrankungen zu Grunde liegen und das Wesen der Krankheiten genauer erforschen lernte, da verzweifelte man an der Heilbarkeit derselben, und ein Schlendrian und Nihilismus machte sich in der praktischen Medizin geltend, der alles, was man wohl früher empirisch oder auf irgend eine Theorie gestützt mit Nutzen angewendet zu haben glaubte, verwarf, als nutzlose, sogar schädliche Quälerei abfertigte, den Kranken sich selbst und der heilenden Kraft der Natur überließ. Diese traurige Epoche der Medizin ist zum Glück überwunden, die notwendige Reaktion machte sich gar bald in einem übermäßigen Handeln, in einem hastigen Treiben auf dem Gebiete der Therapie bemerkbar, das seit einer Reihe von Jahren fast mit jedem Tage neue Heilmittel und Behandlungsmethoden entstehen ließen.

Aber was alle neuen Bestrebungen auf therapeutischem Gebiete kennzeichnet, ist die Erkenntnis, daß nicht die Arzneien und Droguen der Apotheken allein eine langwierige Erkrankung zu beseitigen im stande sind, daß ihre Wirkung nur eine verhältnismäßig beschränkte ist, daß der Schwerpunkt der Behandlung immer in der Anwendung der Naturheilkräfte zu suchen ist. „Dem therapeutischen Nihilismus ist es zu verdanken, daß die große Macht der Naturheilkräfte, die Widerstandsfähigkeit und Reaktionsmacht des Organismus ihre Anerkennung gefunden hat.“

Der moderne Arzt ist in der That Naturarzt oder wie ein hervorragender Kliniker auf dem letzten internationalen medizinischen Kongreß zu Berlin die moderne im Gegensatz zu der früheren Medizin charakterisierte: „Heute sind wir nicht mehr Allopathen, wie wir nicht Homöopathen sein können. Aber wir sind auch nicht mehr Nihilisten: wir sind einfach Naturärzte. Alle Naturkräfte, Wasser und Luft, Wärme und Kälte, Elektrizität und Magnetismus 2c. sind Hilfsmittel der allgemeinen und spezielle Therapie geworden, das früher ausschließlich von Laien angewendete sogenannte Naturheilverfahren ist in seiner wissenschaftlichen und technischen Ausbildung und Vervollkommnung Allgemeingut der ärztlichen Welt geworden und wird in der Hand des Arztes mit dem besten Erfolge gegen die verschiedenartigsten Erkrankungen in Anwendung gezogen.

So sehr die genannten Heilkräfte an Wert und Bedeutung die Medikamente der Apotheke übertreffen, so sind die letzteren doch für den Arzt unentbehrlich geblieben, und es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man die ganze Apotheke über Bord werfen und auf die Hilfe der Medizinen ganz und gar verzichten. Man mag den letzteren gegenüber noch so vorsichtig und praktisch sein, man wird doch nicht in Abrede stellen können, daß sie der leidenden Menschheit vielfach Nutzen und Erleichterung bringen, daß mit ihrer Hilfe mancherlei lästige Krankheitssymptome, wie Schmerzen, Schlaflosigkeit Fiebererscheinungen prompter, bequemer und zuverlässiger beseitigt werden können, als wenn wir nur auf physikalischen Heilmittel und die Diätetik angewiesen wären. Vom Standpunkte der Linderung einzelner Krankheitssymptome sind daher die Arzneien dem Arzte auch heute noch unentbehrlich, als eigentliche Heilmittel aber, die chronische krankhafte Zustände zu beseitigen im stande sind, dienen ihm vor allem die verschiedenen Behandlungsmethoden, die wir unter dem Namen des Naturheilverfahrens zusammenfassen.“

Pfarrer Kneipp,

der in letzter Zeit viel genannte bayrische Kaltwasser-Apostel, hielt jüngst in Graz unter großem Zulaufe einen Vortrag über den Wert seiner Kaltwasserkuren, was dem bekannten steiermärkischen Dichter P. K. Rosegger in der Juniheite der von ihm geleiteten Monatsschrift ‚Heimgarten‘ Anlaß gibt, in ausführlicher Weise auf diesen Vortrag und den Vortragenden zurückzukommen. Ohne zu der Kneippkur Stellung zu nehmen, wollen wir die charakteristische Schilderung wiedergeben, die Rosegger von der Persönlichkeit des Wasser-Apostels entwirft. Es heißt da: „Eine gedrungene Gestalt im schwarzen Talare. Ein klobiger Bauernkopf mit weißem Haar, die Züge eines strengen Landpfarrers, durch mächtige schwarze Augenbrauenbüschel fast finster erscheinen. Die ganze Erscheinung so, daß wir es hier nicht mit einem Durchschnittsmenschen, sondern mit einer eigenartigen Persönlichkeit zu thun haben. Vielleicht sollte man die Erscheinung Martin Luthers so vorstellen, um seine Macht zu begreifen. Pfarrer Kneipp sprach mit kräftiger Stimme im Predigerton, sein Hochdeutsch neigt sich der schwäbischen Mundart zu. Diese ward später, als er mehr in ein gemütlichen Vortrag kam, noch merklicher. Er sprach vollkommen ungekünstelt, urwüchsig, manchmal mutete seine Rede an wie Chronikenstil. Fast kein Fremdwort kam vor, jeden gelehrten Ausdruck vermied er, auch jede wissenschaftliche Begründung. Das Wirksame seiner Rede lag in den Beispielen, die er erzählt, in den Erfolgen der von ihm gelehrten Lebensweise und Heilmethode. Dazu kommt der volkstümliche Humor, der dem alten Herrn zu Gebote steht und der nicht allein bei gewöhnlicheren, sondern auch bei feingebildeten Leuten einer Wirkung sicher ist.

Der zweite Mann.

29] (Fortsetzung.)

„Ich habe darüber noch nicht nachgedacht,“ sagte Gruner, „und es nützt ja auch nichts, ob man sich den Kopf darüber zerbricht. Mein Schwager hatte einen starken Rausch, es fiel meiner Schwester und mir auf, daß er beim Abendessen und auch noch nach demselben so viel und so hastig trank; es ist keineswegs unmöglich, daß er einen Selbstmord beabsichtigt hat.“

„Lag irgend eine Veranlassung zu dieser Absicht vor?“

„Ich denke doch. Er hatte mit falschen Karten gespielt und einen Freund unseres Hauses um eine namhafte Summe betrogen. Die Karten befanden sich in den Händen des Betrogenen, der mit polizeilicher Anzeige gedroht hatte —“

„Griesheim leugnete die Schuld!“

„Vor seiner Frau allerdings, aber ich kannte ihn besser, mir gegenüber konnte er nicht leugnen.“

„Er betrieb das falsche Spiel wohl gewerbsmäßig?“

„Das will ich nicht behaupten; er war lange in Amerika gewesen, dort mögen böse Beispiele gute Sitten verdorben haben. Ich hatte ihm allerdings versprechen, den betrogenen Freund am nächsten Tage zu besuchen und die Sache so gut wie möglich zu ordnen, aber es fehlte daneben auch nicht an verdienten Vorwürfen, und meine Schwester drohte ihm sogar mit gerichtlicher Scheidung. Mochte die Angelegenheit nun auch auslaufen, wie sie wollte, die Achtung seiner Frau hatte er verloren und der häusliche Frieden war für alle Zeiten gestört.“

„Und Sie glauben, daß ihn dies zum Selbstmord getrieben haben könne?“

„Es hat schon mancher aus minder triftigen Gründen seinem Leben ein Ende gemacht.“

„Auf eine Entdeckung seiner Betrügereien mußte er jederzeit vorbereitet sein und ich zweifle auch nicht daran, daß er es war,“ sagte der Richter kopfschüttelnd, „ein notorischer Verbrecher faßt den Entschluß der Selbstentleibung nicht so rasch. Griesheim trat die Reise wohl mit dem Vorsatz an, nicht mehr hierher zurückzukehren.“

„Darüber hatte er uns im Unklaren gelassen; er wollte abwarten, welchen Erfolg meine Mission hatte und dann von Bern aus schreiben.“

„War er darüber selbst noch im Zweifel, so muß er auch eine namhafte Geldsumme mitgenommen haben,“ erwiderte der Richter, den forschenden Blick auf ihn heftend, „in seiner Börse wurde nur ein kleiner Betrag gefunden und da er im Unfrieden von Ihnen und seiner Frau schied, so durfte er auch nicht erwarten, daß man ihm Geld von hier nachsenden würde.“

„Das ließe sich allerdings behaupten, wenn mein Schwager in der That ein reicher Mann gewesen wäre,“ sagte Gruner. „Ich weiß freilich nicht, wie viel er hinterlassen hat, aber an seinen Reichtum habe ich nie geglaubt. Was sollte er da mitnehmen? Ganz ohne Mittel konnte er seine Frau auch nicht zurücklassen —“

„Er hatte kurz vorher über dreitausend Frank gewonnen, es läßt sich wohl annehmen, daß er sie mitgenommen hat. Ein Portefeuille ist auch nicht bei dem Toten gefunden worden —“

„Ich glaube nicht, daß er eins besaß.“

„Und außer der Reisetasche hatte er kein Gepäck?“

„Ich habe keins gesehen. Wenn die Tasche aufgefischt wird, so findet man in ihr vielleicht das Geld, ich vermag Ihnen darüber gar keine Auskunft zugeben.“

„Wo waren Sie gestern?“ fragte der Richter, dem dieser Trotz die Galle ins Blut trieb.

Gruner warf das Haupt zurück, ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Ich halte mich zwar nicht verpflichtet, diese Frage zu beantworten,“ sagte er, „aber ich will es dennoch thun. Ich war in Brunnen, um den betrogenen Freund zu versöhnen.“

„Wann kehrten Sie von dort zurück?“

„Gestern Abend.“

„Bedurften Sie so langer Zeit, um Ihren Zweck zu erreichen“

„Keineswegs, aber ich habe den Nachmittag zu einer kleinen Tour benutzt.“

„Wohin?“

„Ich war auf dem Axenstein.“

„Und von dort kehrten Sie direkt nach Luzern zurück?“

„Diese Fragen —“

„Haben Sie zu beantworten,“ sagte der Richter scharf.

„Es ist meine Pflicht, die Sache gründlich zu untersuchen,“ fuhr der Richter fort, „und ich stelle keine Frage unnütz. Also geben Sie mir Antwort!“

„Fordern Sie die Antwort als Untersuchungsrichter, so muß ich Sie geben, aber sie wird mir gestatten, Sie nach dem Verhör zu fragen, welche Veranlassung Sie zu diesen Fragen gehabt haben. Jawohl, ich bin von Axenstein nach Brunnen und von dort direkt nach Luzern zurückgekehrt.“

„Und heute morgen?“

„Bin ich von Pontius zu Pilatus gelaufen, um die Vorbereitungen zur Beerdigung zu treffen.“

„Sie waren mit Ihrem Schwager nicht befreundet?“ fragte der Richter nach einer Pause weiter.

„Ich habe mit ihm auch nicht in Feindschaft gelebt. Seine Ansichten waren nicht die meinigen, ich konnte sie nicht billigen, der Betrug ist mir immer verhaßt gewesen.“

„Besitzen Sie selbst Vermögen?“

„Nein.“

„Sie wurden also von Ihrem Schwager unterhalten?“

„Das auch nicht; ich habe bisher von meinen Ersparnissen gelebt und wegen meiner Zukunft machte ich mir keine Sorgen, wenn diese Frau an mich herantritt, werde ich schon ein Unterkommen finden.“

„Nun, Sie werden selbst begreifen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen ein Unglücksfall kaum denkbar, wenn auch nicht geradezu unmöglich ist,“ sagte der Richter nach einer Pause, „da liegt also ein Verdacht immerhin nahe.“

„Aber dieser Verdacht kann doch nicht mich treffen!“

„Davon ist noch keine Rede gewesen.“

„Und ehe Sie an ein Verbrechen denken, sollten Sie doch auch die Möglichkeit

darf. Uebrigens ist es gar nicht Kneipps Sache, sich auf den Heiligen oder Asketen hinauszuspielen. Er macht kein Hehl daraus, daß ein gutes Glas Wein, eine feine Zigarre die Annehmlichkeit des Lebens nicht beeinträchtigt und gibt hierin manchmal auch persönlich ein gutes Beispiel. Wie ist Kneipp dazu gekommen, ein Wassermann zu werden? In seinen vierziger Jahren war er kränklich und körperlich so herabgekommen, daß er sich des Morgens nicht ankleiden konnte, ohne dabei ein paar Mal ausruhen zu müssen. Damals kam ihm ein Büchlein über die Kaltwasserkur in die Hand, er versuchte es mit diesem Mittel, wurde gesund und stark, riet es anderen und diese wurden auch gesund. Er machte allerlei Versuche, die Kuren mehrten sich und glückten, er kam in den Ruf eines Wasserheilkünstlers."

Prozeß Ravachol.

In dem Städtchen Montbrison (Departement Loire) hat das Schwurgericht nunmehr das Todesurteil über Ravachol ausgesprochen. Die beiden anderen, gleichzeitig angeklagten Personen, Béala und Mariette Soubert, sind freigesprochen worden. Ravachol hat entschieden geleugnet, vier von den ihm zur Last gelegten fünf Morden begangen zu haben. Hingegen hatte er früher bereits den einen Mord, dem der Einsiedler von Chambles zum Opfer fiel, zugestanden. Dieser Einsiedler hatte 50 Jahre hindurch die Gaben der Pilger in Töpfen und anderen Geräthen gesammelt. Ravachol hatte davon Kenntnis erhalten, ließ sich von einem Hirten den Weg zu dem Père Bounel zeigen, den er dann, ohne daß dieser auch nur Zeit gehabt hätte, um Hilfe zu rufen, erstickte. Ravachol nahm zunächst nur die vorhandenen Goldstücke an sich und begab sich in das benachbarte Dorf, wo er lustig zechte, ehe er nach St. Etienne zurückkehrte. Einige Tage später kehrte er an den Thatort zurück und holte das übrige Geld, das er in einem Koffer fortschleppte. Ueber die Prozeßverhandlungen in Montbrison geben wir folgende Einzelheiten:

Im Städtchen waren die weitgehendsten Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden; die gesamte Bevölkerung nahm an dem Prozeß so regen Anteil, als wenn es sich um ein allgemeines Fest gehandelt hätte. Beim Aufruf der Geschworenen ereignete sich im Gerichtssaal ein peinlicher Zwischenfall, indem der erste Ausgeloste bei Nennung seines Namens so heftig erschrikt, daß er unter Nervenzuckungen zu Boden stürzt und hinausgetragen werden muß. Nach der Auslosung hält der Präsident den Geschworenen ihre Pflichten in üblicher Weise vor, betont aber mit ernstem Nachdruck jene Stelle der Formel, die die Geschworenen ermahnt, ohne Furcht zu richten. Die Geschworenen antworten der Reihe nach, jeder mit besonderer Betonung. Der erste ruft kampflustig, fast drohend: „Ich schwöre es!" Die meisten anderen schwören mit schwacher gepreßter Stimme. Alsdann wird die Anklageschrift verlesen. Dieselbe behandelt fünf Morde; auch lautet die Anklage auf Diebstähle, Brandstiftung und Grabschändung. Ravachol ist heute kleinlauter, wenn er auch wiederholt versucht, das „anarchistische Programm" darzulegen. — Präs.: Sie waren ein Falschmünzer und Schmuggler; man fand falsches Geld bei Ihnen. — Ravachol nickt zustimmend. — Der Präsident nennt den Angeklagten nie anders als „Königstein" und hält ihm seinen schlechten Leumund vor. — Präs.: Wie denken Sie heute über Ihr Schmuggeln? — Ravachol: Ach, heutzutage schmuggelt jeder ein bißchen. — Der Präsident erwähnt die häufige Gewaltthätigkeit Ravachols. — Ravachol: Ich unterstützte immer Schwache gegen Starke. — Präs.: Wirklich? Sie bedrohten, Sie schlugen Ihre alte Mutter. — Ravachol leugnet dies; er sei vielmehr von der Mutter bedroht worden. — Präs.: Sie liebten den Komfort? — Ravachol: Wie jeder. — Der Präsident erörtert den Raubmord an dem Eremiten. — Ravachol: Ich tödete ihn, weil ich hungrig war. — Präs.: Wenn alle Hungernden mordeten! — Ravachol: Es war nicht meine ursprüngliche Absicht. Ich habe mich auch nicht bereichert. Ein Beweis hierfür ist: ich habe nichts. — Der Präsident fordert Ravachol auf, die Einzelheiten der That mitzuteilen. — Ravachol: Es ist nicht angenehm, solche Dinge zu erzählen. Langsam, zögernd, stammelnd und bleicher als bisher, erzählt er nun die Ermordung des Eremiten. — Präs.: In welcher Absicht gingen Sie nach Chambles? — Ravachol: Um mir Geld zu holen. — Präs.: Und den Eremiten zu erdrücken, wie Sie sagen. — Ravachol: Ja, so geht es im Leben! — Präs.: In Ihrem Leben. Es gibt glücklicherweise genug ordentliche Menschen unter den Arbeitern. — Ravachol: Wenn man so viel Geld aufwenden würde (zeigt in den Saal) um den armen Leuten zu helfen, statt um sie zu Grunde zu richten, wäre der Zustand der Gesellschaft nicht so arg. — Präs.: Ah, die Gesellschaft ist arg, nicht Ihre That? — Ravachol will eine anarchistische Rede beginnen. Der Präsident unterbricht ihn, ruhig lächelnd, mit einer wegwerfenden Handbewegung. Ravachol schweigt verwirrt. — Präs.: Sprechen Sie nicht im Namen der Arbeiter, sondern in dem der Mörder. Mit welcher Kaltblütigkeit begingen Sie Ihre Verbrechen! Nachdem Sie einige Male zur Leiche des Eremiten zurückgekehrt sind und jedesmal einen neuen Sack mit Geld weggeschleppt hatten, verbrachten Sie regelmäßig die Nacht vergnügt mit Ihrer Geliebten. Sie behaupten, die geraubten 800 Frank sollten Ihnen zu Propagandazwecken dienen? — Ravachol: Erst wollte ich meinen dringendsten Bedürfnissen nachhelfen, dann der guten Sache den Rest zuweisen. — Die Verhandlung wird hierauf unterbrochen und Ravachol an Ketten zwischen zwei Gendarmen hinausgeführt. Im Vorübergehen lächelt er das Publikum an und sagte halblaut: „Da seht ihr Ravachol!" Nach Wiederaufnahme der Verhandlung wurde das Verhör Ravachols fortgesetzt. Ueber den Raubmord an den Frauen Marcon befragt, stellte Ravachol seine Schuld in Abrede, aber in einer Weise, daß er selbst nicht hofft, jemand irrezuführen. Präsident: Sie sagten zu Chaumartin: Wenn man alle Ihre Verbrechen wüßte, würde man Ihr Porträt überall sehen. — Ravachol: Nicht wahr. — Der Präsident berührt im weiteren Verlaufe des Verhörs die Anklage wegen Grabschändung und fragt: Macht diese Erinnerung Sie nicht schaudern, Königstein? — Ravachol: Nein, nein. Es war nur widerwärtig, wie die Gruft roch. Nach Schluß des Verhörs bittet Ravachol um die Erlaubnis, eine Bemerkung verlesen zu dürfen. Er verliest hierauf folgendes: „Ich habe das Opfer meiner Person, meines Lebens gebracht und kämpfte für die Anarchie. Wenn man mich zum Tode verurteilt, bin ich sicher, gerächt zu werden." Der Präsident winkt ihm, zu schweigen. Ravachol faßt das Ergebnis des Verhandlungstages mit den Worten zusammen, die er beim Verlassen des Verhandlungssaales zu seinem Verteidiger sagte: „Mein Leben ist verloren!"

In dem Verhör, das die Mitangeklagten Ravachols, Béala und Mariette Soubère, zu bestehen hatten, verlegten sich beide auf das entschiedenste Leugnen sowohl in betreff ihrer Hehlerschaft als auch des Anteils an der Ermordung der Frau Marcon und ihrer Tochter. Ein Nachbar wollte Béala mit Ravachol gesehen haben, als beide den Eisenladen betraten, während die Soubère draußen auf und ab ging.

Interessanter versprach das Verhör des Zeugen Chaumartin zu werden, der schon im Pariser Prozesse eine hervorragende Rolle als Verräter an seinen Kameraden, den Anarchisten, spielte. Wie schon erwähnt, hatte man ihn in Montbrison ein sicheres Unterkommen in der Gendarmerie-Kaserne gegeben, damit die Anarchisten ihm nichts anzuhaben vermöchten. Er sah äußerst verlegen aus und glaubte betteuern zu sollen, es sei ihm für seine Person, wie für die Partei, der er angehörte, schmerzlich, gegen seine Freunde auftreten zu müssen. Der Präsident schnitt ihm hier das Wort ab und forderte ihn auf, zur Sache, der Ermordung des Trödlers Rivollier zu kommen. Nach einigem Stottern erzählte dann Chaumartin, wie Ravachol ihm haarklein über das Verbrechen berichtet, auch hinzugefügt hatte, er wäre nur auf einen Mord, den des alten Mannes, nicht aber auf den seiner Dienstmagd, die er verfolgte und gegen eine Gartenmauer schleuderte, weil sie schrie, gefaßt gewesen. Darauf entgegnete Ravachol, das sei alles erfunden, nur die Ermordung des Klausners habe er Chaumartin erzählt und nachher mit ihm über das Verbrechen in La Varicelle nach der Darstellung der Zeitungen gesprochen. Das wollte Chaumartin nicht zugeben und es kam zu einem lebhaften Streite zwischen ihm und dem Advokaten über die Todesart, weil Chaumartin sich erinnern wollte, daß Ravachol von einem Küchenmesser gesprochen hatte, während der Gerichtsarzt den Tod der beiden Alten von einer kräftig geführten Axt herleitete. Eine Rührszene entspann sich, als die ehemalige Geliebte Ravachols, Frau Kullière, wiederholen sollte, was sie dem Staatsanwalt in Saint-Etienne über die verschiedenen Verbrechen Ravachols erzählt hatte. Dieser faßte sie, als wollte er das Weib magnetisieren, fest ins Auge, und nun zog sie, weinend und schluchzend, alles zurück und bat ihn mit gefalteten Händen um Verzeihung.

Die Verurteilung Ravachols zum Tode ist inzwischen schon gemeldet worden.

Ein spanisches Stiergefecht.

Ein ungeheurer Skandal ereignete sich dieser Tage anläßlich eines Stiergefechts in Linares. Die Ursache des allgemeinen Unwillens seitens der Zuschauer lag in dem Mangel an Pferden begründet, die bis auf zwei, welche durch erlittene Wunden kampfunfähig geworden waren, sämtlich getötet waren, so daß das Schauspiel ohne Pferde fortgesetzt werden mußte. Diese unvorhergesehene Aenderung in dem Programm gab dem erregten Publikum Anlaß zu den zügellosesten Ausschreitungen. Flaschen, Stühle, Bänke, was nur eben zur Hand war, regnete es auf die Stierkämpfer nieder, welche sich schleunigst zurückziehen mußten, um nicht den gefährlichen Wurfgeschossen zum Ziele zu dienen. Der Stier blieb auf dem Kampfplatze zurück und die Wärter versuchten es, ihn mittels zahmer Ochsen in Sicherheit zu bringen. Doch hatten sie nicht mit den ergrimmten Zuschauern gerechnet, die angesichts dieses unverhofften Schlusses des Schauspiels von ihren Sitzen sprangen, auf den Kampfplatz eilten, die erschrockenen Angestellten des Zirkus an ihrem Beginnen hinderten, und trotz der achtunggebietenden Nähe des Stieres den Platz füllten, um einen wahren Steinregen auf die Loge des Präsidenten zu schleudern, begleitet von einem ohrzerreißenden Pfeifen. Der Präsident befahl der bewaffneten Macht, mit gezücktem Bajonett den Platz zu säubern, jedoch kam der bis dahin verdutzt dastehende Stier dieser Maßregel zuvor, indem er auf die Menge eindrang, einen der Unvorsichtigen mit den Hörnern erfaßte und dreimal in die Luft schleuderte. Der Bedauernswerte fiel in seinem Blute regungslos zu Boden. Dieser Angriff des Stiers verbreitete eine unbeschreibliche Panik unter dem Publikum, das entsetzt den Ausgängen zueilte, verfolgt von dem wütenden Tier, das glücklicherweise kein weiteres Unheil anrichtete. Der Präsident hatte inzwischen angesichts der drohenden Haltung der Menschenmenge sein Heil in der Flucht gesucht; ihm nach setzte ein Teil der Zuschauer und hätte ihn ereilt, wären ihm nicht die Thüren eines nahe gelegenen Magazins gastfreundlich geöffnet worden, eine menschenfreundliche That, die dem Besitzer den Verlust sämtlicher Scheiben kostete, die von den Verfolgern zertrümmert wurden. Die Behörden, außer stande, dem wachsenden Tumult zu steuern, sahen sich gezwungen, telegraphisch die Hilfe bewaffneter Macht herbeizurufen. Der Präsident, gleichzeitiger Alkalde des Städtchens, konnte erst nach Mitternacht, als die Menge sich verlaufen hatte, es wagen, unter einer Eskorte von zahlreichen Landgendarmen seine unfreiwillige Gefangenschaft aufzugeben.

Aus Indien.

Eines der größten Unglücke, das einem Hindu zustoßen kann, ist, zufällig eine Kuh zu töten, da die Kuh vom Hindu für sehr heilig gehalten wird. Ein solches Unglück stieß kürzlich einem Mann der „Ahir-Kaste" (Kuhhirten) zu. Er ließ ein kleines Kalb, das er auf den Rücken genommen hatte, um es nach dem Tempel zu tragen, fallen, wobei das Tier das Genick brach und sofort verendete. Die Brahmanen sahen diesen Fall als sehr strafwürdig an und erklärten den Hirten für „Dothi" (einen von den Göttern Verfolgten). Nun wurden ihm folgende Strafen auferlegt. Die Brahmanen erklärten ihn auf sechs Monate für Hatta (ausgeschlossen), ferner wurde ihm gesagt, daß er keine größere Sünde hätte begehen können, daß die Strafe jedoch in anbetracht seiner sonstigen guten Führung nicht zu hoch sein werde. Er solle in den sechs Monaten mit niemand verkehren oder sprechen, einen dicken Strick um den Hals und den Schwanz des Kalbes an dem Rücken herumtragen und nach vier verschiedenen Tempeln, die im Rufe großer Heiligkeit stehen, wallfahren. Den Mitgliedern seiner Familie, sowie seinen Freunden wurde bei Androhung derselben Strafe verboten, ihn mit Essen, Wasser oder Obdach zu versehen. Von der Wallfahrt zurückgekommen, wird ihm eine Grashütte hinter dem Tempel gebaut, in die er hineinkriechen muß, und wird ihm ein Mann als Aufseher beigegeben. Dieser Aufseher wird aus der „Badmanns-Kaste" (die niedrigste Kaste in Indien) gewählt. Ein Barbier muß dem Delinquenten die Haare abrasieren, sowie die Nägel an Händen und Füßen schaben; der Abfall wird verbrannt. Nach Ablauf der sechs Monate endlich wird der Mann ganz mit Kuhdünger beschmiert, worauf er in den nächsten Fluß springen muß. Sobald er diesem entsteigt, ist er frei. Er hat bloß noch 25 Brahmas einem Tage zu speisen und dem Tempel ein gutes Geschenk darzubringen. Dann ist er wieder zu Gnaden vor seinem Gott und vor den Brahmas gekommen, sowie in seine Kaste aufgenommen.

Buntes Allerlei.

Für das Abschießen von Raubvögeln hat der Verband deutscher Brieftaubenliebhabervereine auch für dieses Jahr 500 Mk. an Preisen ausgesetzt. Berücksichtigt werden aber nur Wanderfalken, Hühnerhabichte und Sperberweibchen. Die Fänge, nicht die ganzen Raubvögel, sind an Herr Jungnickel in Chemnitz oder an den Verbandsgeschäftsführer J. Hörter in Hannover einzusenden. Die Höhe der Preise, die anfangs Dezember zur Verteilung kommen, richtet sich nach der Zahl der eingegangenen Fänge. Im verflossenen Jahre wurden für jedes Paar 2,50 Mk. gezahlt.

Zur Sprachreinigung geben die „Sprach- und Bahngelehrten der Lustigen Blätter" folgenden Beitrag: „Auf den Berli er Vorortbahnen gibt es keine „Koupees" mehr; auf den amtlichen Bekanntmachungen ist vielmehr zu lesen: „Dieser Wagenabteil darf mit höchstens acht Personen besetzt werden." Der Ersatz des Wortes „Abteilung" durch „Abteil", mit anderen Worten der Weglaß der Endsilbe „ung" auf jenem Bekanntmach hat in Sprachlennerkreisen einen großen Entrüst hervorgerufen. Man sieht nicht recht ein, was mit diesem Abkürz bezweckt werden soll. Außerdem liegt der Mutmaß vor, daß der Ueberfüll der Wagen trotz des amtlichen Verfügs häufig genug stattfindet. Wir selbst haben, als wir zu unserem Erhol einen Ausflug machten, den Entdeck gemacht, daß der amtliche Bekanntmach für die Praxis noch nicht den richtigen Bedeut gefunden hat. In dem Wagenabteil befanden sich ohne Uebertreib fünfzehn Personen, die sich mit Nichtacht der bestehenden Vorschriften hineingedrängt hatten. Im Eisenbahnbetriebe kommt es eben weniger auf den Verfüg als auf den Durchführ des Verfügs an. Sollte die Bahnbehörde mit nachdrücklichem Beton ihrer Absichten dem Reglement vollen Gelt zu verschaffen suchen, so wird es an dem Mitwirk des Publikums nicht fehlen. Andernfalls könnte sich leicht einmal ein unlieb amer Betriebsstör einstellen. Möge dieser Mahn bei der Behörde den nötigen Beherz finden!"

Boshafte Anspielung. „Nun, lieber Schwiegersohn, Sie haben doch auch Geschmack; wie finden Sie denn dieses neue Kostüm, das ich mir habe machen lassen?" — „Recht hübsch, Schwiegermama! Aber offen gestanden, ich finde, Ihr Reisekostüm steht Ihnen doch noch besser."

Geschichtlicher Vergleich. Wie zur Zeit des ersten Kaiserreiches jeder französische Soldat mit Stolz behaupten durfte, er trage in seinem Tornister schon den Marschallstab, so kann der deutsche Soldat heute nicht minder stolz von sich sagen: In meiner Patronentasche stecken schon — die Gefreitenknöpfe.

Selbstmordes berücksichtigen. Gründe dafür sind genug vorhanden, und ein Mensch, der mit seiner Ehre und seinem Vermögen va banque spielt, thut es im gegebenen Falle auch mit seinem Leben. Sein Reichtum war vielleicht Schwindel, er sah den Ruin vor Augen, die Achtung seiner Frau hatte er verloren und der Strafrichter stand hinter ihm — in einer solchen verzweifelten Lage weiß man oft selbst nicht, was man thut. Als wir an der Brücke ankamen, verbat er sich meine weitere Begleitung, er wurde grob, als ich trotzdem ihm folgen wollte: spricht nicht auch dieser Umstand für die Richtigkeit meiner Vermutung?"

Der Richter erwiderte darauf nichts, er befahl ihm durch einen Wink, sich zu entfernen.

Gleich darauf führte der Beamte das Dienstmädchen ins Zimmer.

Scheu und schüchtern trat es vor den Tisch, an dem der Richter saß, mit ängstlichem Blick erwartete es die erste Frage.

„Haben Sie keine Furcht," sagte der Richter, nachdem er die Personalfragen gestellt hatte; „ich verlange weiter nichts von Ihnen, als die wahrheitsgetreue Beantwortung der Fragen, die ich an Sie richten werde. Wie lange dienen Sie schon in diesem Hause?"

„Seit sechs Monaten," erwiderte sie.

„Wie war das Verhältniß der Eheleute zu einander und zu Herrn Gruner?"

Die Magd hatte ihn offenbar nicht verstanden, sie sah ihn an, als ob sie ihn fragen wollte, welche Antwort er erwarte.

„War Friede und Eintracht, oder war oft Zank im Hause?" fragte der Richter.

„Heute so, morgen so!" erwiderte das Mädchen. „Gezankt haben sie sich oft."

„Was war die Veranlassung zu dem Zank?"

„Der Herr wollte nie Geld herausrücken."

„Hatte er die Kasse?"

„Natürlich, die Frau hat oft den Schlüssel haben wollen, aber er gab ihn ihr nicht."

„Gab Herr Gruner ihm oder ihr recht?"

„Immer der Madame!"

„Dann lebten auch wohl die beiden Herren Schwäger nicht in Frieden?"

„Nicht immer, namentlich in der letzten Zeit nicht."

„Forderte Herr Gruner auch Geld von seinem Schwager, oder hatte er selbst Vermögen?"

„Einmal habe ich gehört, daß er es forderte, aber er mußte mit alten Geschichten drohen, ehe er's bekam."

„Was waren das für Geschichten?"

„Ich hab's nicht erfahren können, aber schlimme Sachen müssen es gewesen sein. Der Herr sprach kein Wort mehr. Ein paar Tage später sagte er zu seiner Frau, er müsse aus dem Hause, er sei so unverschämt geworden, weil er zu viel wisse."

„Und was erwiderte sie?"

„Sie riet immer zum Frieden."

„Sie stand also auf der Seite ihres Bruders, wenn Gruner sich mit Griesheim entzweite?"

„Doch nicht immer," sagte das Mädchen, „oft zankte sie sich auch mit ihrem Bruder, aber das hatte wenig auf sich."

„Erinnern Sie sich des Herrn und der Dame, die vorgestern hier zu Besuch waren?"

„Gewiß, Madame sagte mir, sie würden bis Abend bleiben, aber sie gingen schon am Nachmittag, und kaum waren sie fort, so brach hier das Gewitter los. Der Herr sollte falsch gespielt haben, aber er wollte das gewonnene Geld nicht mehr herausgeben, und mir sagte er später, wenn er jetzt abreise, dann komme er niemals wieder."

„Wann sagte er Ihnen das?" fragte der Richter rasch.

„Am Abend, als er seine Reisetasche packte. Er schelte und forderte ein Glas Wasser; als ich es brachte, fragte er mich, ob ich einen Brief schreiben könnte. Natürlich kann ich das, und da sagte er mir, wenn ich recht scharf aufpassen und ihm alles, was hier vorfalle, schreiben wolle, dann sollte es mein Schaden nicht sein. Er wollte in der Nacht abreisen und er traue seinem Schwager nicht, er fürchte, daß Herr Gruner Madame betrügen werde."

„Gaben Sie ihm das Versprechen?"

Das Mädchen nickte bejahend.

„Er gab mir ein Goldstück, später sollte ich noch mehr erhalten."

„Sahen Sie, daß er Geld einpackte?"

„Ein ganzer Haufen von Banknoten und Geldrollen lag auf dem Tisch."

„Packte er das Geld in die Reisetasche?"

„Nein, dafür hatte er eine besondere kleine Tasche, die er umhing."

„Und als er das Haus verließ, trug er die Tasche?"

„Versteht sich, sein Geld ließ er gewiß nicht zurück."

Der Richter machte eine Pause; die Behauptung der Zeugin widersprach den Aussagen Gruners und der Witwe; beide wollten die Tasche nicht gesehen haben und von dem Geld nichts wissen.

„Sie wissen das ganz genau?" fragte er. „Haben Sie mit eigenen Augen gesehen, daß er eine mit Geld gefüllte Tasche trug?"

„Daß ihm die Tasche über die Schulter hing, habe ich gesehen, und daß sie voll Geld war, läßt sich denken."

„Er hatte wohl etwas viel getrunken?"

„Er trank den ganzen Abend; Herr Gruner ließ eine Flasche Wein nach der andern kommen."

„Trank Herr Gruner ebensoviel?"

„Nein; er war nachher noch ganz nüchtern."

„Und Herr Griesheim hatte einen starken Rausch?"

„Ich kann's nicht anders sagen, er ging sehr unsicher und man sah ihm an, daß er sich darüber ärgerte."

„Können Sie ganz genau angeben, wann er das Haus verließ?"

„Auf die Minute nicht, es war nach elf Uhr. Gruner meinte, sie würden kaum noch früh genug kommen."

„Nahm Herr Gruner einen Stock mit?"

„Er trug die Reisetasche."

„Und einen Stock?"

„Ich habe keinen gesehen."

„Wie lange dauerte es, bis Gruner zurückkam?"

„Das weiß ich wirklich nicht. Als die beiden fort waren, befahl Madame mir, zu Bett zu gehen. Herr Gruner hatte einen Hausschlüssel, auf ihn brauchte man nie zu warten, er konnte jeder Zeit ein- und ausgehen."

(Fortsetzung folgt).

Bütow, 28. Juni. Vom Wetter begünstigt, beging am Sonntag und Montag der Schützenverein wie alljährlich sein Schützenfest. Als Vorfeier fand am Sonntag Nachmittag im Karlsthal Concert, ausgeführt von der Voß'schen Musikkapelle statt das ein zahlreiches Publikum ins Freie hinaus gelockt hatte, Abends Zapfenstreich. Am Montage, dem eigentlichen Festtage, zeigte sich die Stadt im Festgewande, zahlreiche Häuser hatten Fahnenschmuck angelegt Morgens 5 Uhr Reveille; um 9 Uhr traten die Schützen im Vereinslokale, dem Hoffmann'schen Hotel an, und wurden die Fahne und die Dekorierten mit Musik abgeholt. Kurz vor 10 Uhr erfolgte der Ausmarsch unter großer Betheiligung der Mitglieder nach Karlsthal, woselbst der Hauptmann Herr Brauereibesitzer Gube die Mitglieder begrüßte und in einer längeren patriotischen Ansprache auf den Zweck des Vereins hinwies; er schloß mit einem begeistert aufgenommenen dreifachen Hoch auf Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. Darauf nahm alsbald das Königs-, Konkurrenz- und Prämienschießen seinen Anfang. Um 1 Uhr fand bei Herrn Reichow das Festmahl statt, gewürzt durch patriotische und heitere Toaste. Den Kaisertoast brachte Herr Dr. Zillmer aus, während Herr Secretair Nell in längerer Rede den Verein feierte und der Kommandeur Herr Gube, der Stifter des Vereins gedachte. Herr Dr. Zillmer wies in seiner markigen Rede darauf hin, daß Se Majestät der Kaiser sich zur Lebensaufgabe gemacht habe, das Vaterland nicht allein vor den äußern, sondern auch vor dem gefährlichen innern Feinde zu schützen, und wie die Schützenvereine gerade berufen seien, Se. Majestät in dem schweren Kampfe gegen den innern Feind zu unterstützen und durch wahre Treue und echten Patriotismus dem Anwachsen der Sozialdemokratie einen unüberspringbaren Damm entgegen zu setzen. -- Für Volksbelustigung war durch die Musik der Voß'schen Kapelle, durch einen Bolzenschießstand und zwei Würfelbuden gesorgt. Prämien in Geld und mancherlei Sachen wurden von dem Vergnügungskomitee der Jugend durch allerlei Wettspiele, durch Kletteren und Springen zugewandt. Um 5 Uhr waren die Kämpfe beendet, und fand die Proklamation der Sieger durch Herrn Bürgermeister Ahlsdorff statt. Herr Malermeister Raschert hatte die Königswürde, Herr Gerichtsvollzieher Lansche die erste, Herr Fettviehhändler Max Hoffmann die zweite Ritterwürde erstritten, während Herr Zimmermeister Romekat als bester Ringschütze dekorirt wurde. Die Gewinner der Prämien waren in nachstehender Reihenfolge die Herren: 1. Malermeister Raschert; 2. Gerichtsvollzieher Lansche; 3 Schmiedemeister Hallmann; 4. Destillateur Berndt; 5 Zahntechniker und Uhrmacher R. Gollmer; 6. Zimmermeister Romekat; 7. Bureauvorsteher Nell; 8. Gerichtsvollzieher Mäster; 9. Glasermeister Kolterjahn.. Für die Königswürde hatte der Hauptmann des Schützenvereins Herr Gube eine prächtige Silberkette gestiftet, wofür demselben der Dank des Vereins durch den Bürgermeister Herrn Ahlsdorff in einem dreifachen Hoch dargebracht wurde. Um 9 Uhr erfolgte der Rückmarsch zur Stadt, wo im Vereinslokale noch einige heitere Stunden bei Musik, Gesang und launigen Reden verlebt wurden.

Knöpfe aus Kartoffeln. Große Quantitäten von Knöpfen werden, wie das „Breslauer Gewerbeblatt" bemerkt, neuerdings aus Kartoffeln erzeugt. Es ist nicht allgemein bekannt, daß, wenn die Substanz der Kartoffeln mit gewissen Säuren behandelt und dann gepreßt wird, sie fast so hart wird, wie ein Stein und dann in vielen Fällen an Stelle von Horn, Elfenbein und Bein verwendet werden kann. Diese Eigenschaft der Kartoffel macht sie besonders zur Knopffabrikation geeignet. Der Kartoffelknopf kann von anderen Knöpfen nur durch sorgfältige Untersuchung unterschieden werden, und zwar nur durch einen Sachverständigen, da diese Knöpfe je nach Verwendung entsprechend gefärbt werden und ihrem Aeußern nach den Bein- oder Elfenbeinknöpfen vollkommen ähnlich sind. Die Billigkeit dieser Art Knöpfe dürfte denselben in Zukunft eine bedeutende Verbreitung sichern.

Die Cognac-Fabrikation in der Grande-Champagne. Jeder Weinbauer in der Grande-Champagne hat seine eigne Brennerei und macht seinen Branntwein selber. Die Prozedur ist in dem ganzen Distrikte von Cognac eine ziemlich gleiche. Der Wein, der destillirt werden soll, wird in ein steinernes Gefäß gebracht und von dort mittelst einer Pumpe in einem Bronceckessel, den „Chauffe-vin" gepumpt, von wo er in eine Retorte abfließen kann. Im „Chauffe-vin" und in der Retorte wird der Wein durch ein ausgiebiges Kohlenfeuer erhitzt anfangs ungemein stark, dann abnehmend immer schwächer und schwächer. Nach einiger Zeit beginnt, wenn man die Pipe der Retorte öffnet, aus derselben ein weißer, für gewöhnlich durchsichtiger Liqueur zu fließen, der die „Brouillis" genannt wird. Die „Brouillis," muß nach Quantität nach etwa ein Achtel des Weines betragen, der aus der Steinstufe in den „Chauffe-vin" und von dort in die Retorte gekommen ist. Was dann noch in der Retorte zurückbleibt, eine braune, wenig alkoholhaltige Flüssigkeit, läßt er entweder abfließen und schüttet es weg, oder man leitet es in den „Chauffe-vin" zurück, wo er den Boden füllt Hierauf wird frischer Wein in den „Chauffe-vin" geleitet, und der Destillations-Prozeß beginnt von neuem. Das wird Tag und Nacht fortgesetzt bis aller Wein in Brantwein umgewandelt ist. Wenn der Destillations-Prozeß zu Ende ist, erfolgt die „Rectifikation" und dann — der Verkauf an die Händler, an die „Engländer" in Cognac. Letzteres hat auch ganz das Aussehen einer englischen Stadt, in gewissen Vierteln sieht man eben so viele englische als französische Schilder und Tafeln an den Läden. Die Hauptfirmen des Ortes sind englische, und sie verwenden zur Hälfte englisches Personal. Von Cognac wird der „Brandy" (denn sobald der edle Tropfen in englisches Eigenthum übergegangen ist, wird er so genannt) auf kleinen flachgehenden Lichterschiffen die Charente hinabbefördert bis Rochefort. Dort wird er umgeladen und geht in Segelschiffen nach England. in der Regel nach Southampton, Plymouth, Devonport; den Export an Cognac aus Frankreich nach England schätzt man auf etwa 60 Mill. Franken pro Jahr — eine Ziffer, die im National-Vermögen Frankreichs gewiß keine unbedeutende Rolle spielt.

Aufhängen der Thüren. Es ist so ziemlich allgemein üblich, die Thürangeln wie auch das neuere sogenannte Fischband mit den Zapfen nach oben an die Thürpfosten, den Pfannenteil mit der Öffnung nach unten an die Thüre zu schlagen; es hat dies den Mißstand, daß das zum Schmieren verwendete Fett an der Pfanne nach unten austritt, Flecken macht und seine Wirkung, das Knarren bei der Thürbewegung zu verhindern nur eine kurze Zeit befriedigend ausüben kann. In Form einer launigen Unterhaltung eines Hausbesitzers mit dem Meister empfiehlt das „Gewerbeblatt" für das Großherzogtum Hessen den Beschlag umgekehrt zu machen, das Fischband mit nach unten gerichteten Zapfen an der Thüre zu befestigen und die Pfanne mit der Öffnung nach oben an den Pfosten. Bei dem Bande ruht die Thüre mittelst der Zapfenspitze auf dem Grunde der Pfanne; es wird in letzterer sich nun jetzt immer Fett befinden und die Spitze bei der Thürbewegung in Schmiere laufen. Sollte sich die Thüre im Laufe der Zeit senken und ein Heben derselben erforderlich sein, so stellt man aus Messingdraht ein oder mehrere Ringe her, die man in die Höhlung der Pfanne einwirft, so daß die Zapfenspitze für die Folge nun auf diesen Ringen ruht und sich dreht natürlich wie früher dauernd in Schmiere gehüllt, ohne Knarrgeräusch zu verursachen.

Am Donnerstag den 30. d. Mts. findet im Schützenhause ein

Feuerwerk u. Instrumental-Concert

statt.

Ersteres wird von der **Freiw: Feuerwehr**,
Letzteres von der **Voss'schen Capelle** ausgeführt.

Anfang des Concerts um 6 Uhr Abends.

Beginn des Feuerwerkes bei eintretender Dunkelheit.
Entrée pro Person 50 Pfennig.

Billets sind im Vorverkauf bei den Herren **R. Abel, M. Goldstrom, R. Gollmer** und Abends an der **Casse** zu haben.

Indem wir die geehrten Herrschaften von Bütow und Umgegend höflichst dazu einladen, bemerken wir, daß der Ueberschuß zur Anschaffung von Feuerwehrutensilien dienen soll.

Der Vorstand der Freiw: Feuerwehr.

Größer Umsatz macht billige Preise

Weizenmehl 00 Mark 15,00
Weizenmehl 0a Mark 14,00
Roggenmehl und alle Sorten Futtermehl & Kleie in bester Qualität ermäßige ich ebenfalls um 50 Pfennig den Centner

E. H. Seelmann,
„in Bütow"

Beste und durch sparsamen Verbrauch billigste Waschseife.
Größte Ersparniss an Zeit, Geld und Arbeit.
Man mache mit dieser Seife einen Versuch und man wird nie mehr eine andere in Gebrauch nehmen.
Jedes Stück trägt meine volle Firma.
Giebt der Wäsche einen angenehmen aromatischen Geruch.
Verkauf zu Fabrikpreisen in Original-Packeten von 1, 2, 3 und 6 Pfund (3 und 6 Pfund-Packete mit Gratisbeilage eines Stückes feiner Toilettenseife) sowie in offenen Gewichtsstücken.

bei: **W. Caspari Sohn, Paul Frey, Herm. Gubo, H. Keitzke, Gustav Marg, Albert Zeggert, W. Zoldan.**

Photographisches Atelier
von
E. Raschke aus Danzig
z. Z: in Bütow im Garten des Herrn **Baumgarten**
Aufnahmen
täglich, bis zum 10. Juli cr. auch bei trübster Witterung in vorzüglichster Ausführung und zu billigsten Preisen wie bekannt.

Kirchliche Nachrichten.

3. Sonntag nach Trinitatis. 3. Juni.
½10 Uhr Beichte. Superintendent Neumann.
10 Uhr Gottesdienst Derselbe.
5 Uhr Gottesdienst. Prediger Niemann
Collecte für die deutsche Diaspora des Auslands.

Bekanntmachung.

Vom 1. Juli 1892 ab tritt die Polizei-Verordnung des Königlichen Herrn Regierungs-Präsidenten zu Köslin vom 22. d. Mts. in Kraft, wonach im Handelsgewerbe an Sonn- und Festtagen die Beschäftigung von Gehülfen, Lehrlingen und Arbeitern und ein Gewerbetrieb in offenen Verkaufsstellen überhaupt nur während 5 Stunden zulässig ist.

Die für den Hauptgottesdienst festzusetzende Pause ist mit den kirchlichen Behörden auf die Zeit von 9½ bis 11½ Uhr Vormittags vereinbart worden und darf unter Berücksichtigung derselben die Beschäftigungszeit in den offenen Verkaufsstellen nur von 7 bis 9½ Vormittags und von 11½ Uhr Vor- bis 2 Uhr Nachmittags stattfinden Außerhalb dieser 5 Stunden müssen daher die offnen Verkaufsstellen geschlossen sein und haben Zuwiderhandelnde zu gewärtigen, daß gegen sie Geldstrafen bis zur Höhe von 60 M. verfügt werden, an deren Stelle im Unvermögensfalle entsprechende Haft tritt.

Bütow, den 27. Juni 1892.

Die Polizei-Verwaltung.
Ahlsdorff.

Gesundes Haferstroh
gibt noch bis auf Weiteres ab
Trabert.

Das älteste und größte
Bettfedern-Lager
William Lübeck in Altona
versendet zollfrei gegen Nachnahme (nicht unter 10 Pfd.) **gute neue Bettfedern** für **60** Pf. das Pfd. **vorzügl. gute Sorte** M. **1,25**, **prima Halbdaunen** nur M. **1,60** u. **2** M. **reiner Flaum** nur M. **2,50** und **3** M. Bei Abnahme von 50 Pfd. 5% Rabatt Umtausch bereitwilligst.
Fertige Betten (Oberbett, Unterbett und 2 Kissen) prima Inlettstoff aufs Beste gefüllt einschläfig 20, 25, 30 u. 40 M. 2schläfig 30, 40, 45 u. 50 M.

Wegen Umzuges will ich mit meinem Tuchlager bis 15 Juli gänzlich räumen. Verkaufe von heute ab zu ganz billigen Preisen Sommer- und **Winterstoffe in allen Farben** Auch **sind verschiedene Möbel** zu haben.
A. Marotz.

Vom 1. October ist eine
Wohnung
zu vermiethen.
S. Pauseback,
Fettviehhändler.

Totaler Ausverkauf.

4000 Flaschen **Portwein** à 95 Pf., Mk 1,20, 1,50, 2,—
3000 Flaschen **Rothwein**, à 80 Pf., Mk 1,—, 1,20, 150 u. 2,—
2000 Flasch. **Malaga, Samos, Lacrimae Christi, Alicante Muster, Muscat, Lunel**, à 90 Pf., Mk. 1,20, 1,50, 2,—
800 Flaschen **Tokayer, Madeira** u. **Sherry**, à Mk. 1,20 1,50 2,— und 3,—
1000 Flaschen **Mosel- u. Rheinweine** à 65, 75, 90 Pf., Mk. 1,— 1,20, 1,50, 2,—
2000 Flaschen **Cognac**, feinst. à 2M. 1,30, 1,80, 2,50, 3,—
1500 Flaschen **Rum**, à Mk. 1,50 2,— 2,50, 3,—, 4,—, 9,—, u. 7,—
1000 Flaschen **Cartreuse**, pr. ½ Fl. Mk. 2,40 ½ Fl. Mk. 1,20
700 Flaschen **Benedictiner** pr. ½ Fl. Mk. 3,60, ½ Mk. 1,90.

Versand gegen Nachnahme; bei vorher Einsend. des Betrages 3% Sconto bei Bestell. über Mk. 30, — Emballage frei, über Mk. 100 auch frachtfrei.

Die Preise verstehen sich bei Abnahme von mindestens 3 Flaschen.

C. Fröhlich, Weingroßhandlung, Hamburg, Rödingsmarkt 17.

Apfelgelée
als Compot
empfiehlt
August Heise.